

Who Cares?! Sorgen, Pflegen, Kümmern im Gesellschaftsbild des Kunstbetriebs

Podiumsdiskussion im
Haus der Universität Düsseldorf
im Rahmen des Symposiums
KUNST+ CARE am 6. Juni 2023

Johanna Reich **Künstlerin, Köln**

Daniel F. Herrmann **Kurator National Gallery, London**

Dr. Marcel Schumacher **Direktor Kunsthaus NRW, Kornelimünster**

Mira Parthasarathy **Kunstvermittlerin, Köln/Düsseldorf**

Dr. Hildegard Kaluza **Abteilungsleiterin für Kultur beim Ministerium für
Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf**

Diskussionsmoderation:

Dr. Susanne Ristow **Leiterin LaBK, Düsseldorf**

Ristow / LaB K Wir beginnen unsere Podiumsdiskussion und ich freue mich sehr, zu meiner Rechten Johanna Reich zu begrüßen. Sie ist Künstlerin aus Köln. Wir haben schon einen Workshop dieses Jahr zusammen mit ihr im Landesbüro gemacht und sie hat uns seinerzeit aus gegebenem Anlass viel erzählt über die Situationen, die man auch als erfolgreiche Künstlerin immer wieder zu stemmen hat, wenn man Mutter ist. Beginnen wir einfach mal mit ihr, bevor ich dann nach und nach alle hier auf dem Podium vorstelle. Hat sich denn der Eindruck, dass es Frauen vermeintlich weniger schwer haben als noch in den 60er und 70er Jahren so bewahrheitet? Oder würdest Du dem widersprechen?

Reich / Freie Kunst Ich glaube tatsächlich, dass es eine Rückwärtsbewegung gab, durchaus. Und ich möchte jetzt nur für Deutschland sprechen. Das ist unterschiedlich in anderen Ländern, beispielsweise ganz anders in Frankreich. Aber in Deutschland, da haben wir eben dieses Geld der Elternzeit und noch zeitgleich eine andere Sache: Wir stillen wieder als Mütter. Und diese zwei Sachen, die eigentlich toll sind, das Elterngeld und dieses „Wir-stillen-alle-wieder“ führen dazu, dass ganz viele Frauen zu Hause bleiben und am Anfang das Kind haben und erst dann auch dem Mann irgendwie das Kind mal überlassen. Das ist eine ambivalente Geschichte, zu sagen „Nee, ich mache das jetzt hier alles schon und stille nicht“. Das ist ein bisschen kontraproduktiv und vielleicht wandern wir deshalb wieder zurück.



Ristow / LaB K Zum Stillen habe ich einen spontanen Flashback, der mir persönlich gerade einfällt: Es gab da lange Zeit noch dieses gefrorene Beutelchen abgepumpter Milch in unserem Kühlfach. Manche Paare wissen, wovon wir sprechen, aber kommen wir erst einmal zum Direktor des Kunsthause NRW in Kornelimünster, der dort auch für eine gewisse Besonderheit gesorgt hat, nämlich mit dem Amtsantritt 2015 in Elternzeit zu gehen. Es gab dann natürlich auch Leute, die sich darüber schwer gewundert haben. Marcel Schumacher, wie war das seinerzeit?



Schumacher / Kunsthause NRW Ja, tatsächlich bin ich in Elternzeit am Museum Folkwang gegangen und in der Übergangszeit dann ins Kunsthause NRW gekommen nach Kornelimünster, da haben sich zwei Situationen überschritten. Denn eigentlich war mein Plan gewesen, am Museum Folkwang ein ganzes Jahr in Elternzeit zu gehen und dann in Teilzeit, um meiner Partnerin als Architektin den weiteren Beruf zu ermöglichen. Wobei sich das für uns dann perfekt ergeben hat, einerseits mit dieser tollen Aufgabe in Kornelimünster und auf der anderen Seite, weil es familiär auch sehr sinnvoll war, weil mein Sohn Großeltern in Aachen hat. Da bot sich natürlich für die ganze Familie diese Möglichkeit in Aachen und ein kleines Haus an, wir dachten, das wäre eine gute Möglichkeit. Aber wir standen dann plötzlich vor der Situation, die viele Väter auch haben: Sie treten einen Job mit 40 Stunden an und noch dazu einen neuen Job. Ein neuer Jobeinstieg, der für die Familie vielleicht auf der einen Seite erst mal gut zu sein scheint, aber dann

eine enorme Herausforderung darstellt, weil man beim Jobeinstieg leider nicht direkt in die Elternzeit gehen kann, das ist anders, wenn man schon länger dabei ist. Ich denke, das ist natürlich ein ganz wichtiger Punkt. Es wurde ja schon gesagt: Trotz diesem Elterngeld, was es gibt, ist es doch bedauerlich, sich die Statistiken anzuschauen, wie wenig Zeit dieser „Elternzeit“ sich Väter tatsächlich nehmen. Und da kann ich vielleicht von einem sehr positiven Beispiel berichten: Frank Thorsten Moll, Leiter vom IKOB in Eupen, der hat sich das mit seiner Partnerin tatsächlich ganz fair geteilt. Er hat beim ersten Kind ein Jahr Elternzeit genommen und sie nimmt jetzt beim zweiten Kind ein Jahr Elternzeit. Und die haben es tatsächlich geschafft, aber es ist auch eine große Herausforderung, wenn wir über Rollenbilder im Kulturbetrieb sprechen. Wie Sascha Förster in seinem Vortrag ja auch schon gesagt hat, ist es nochmals etwas anderes, wenn man die Leitung einer Institution übernimmt, da hat man

vielleicht auch noch doppelt Care zu leisten, wenn man es möchte: nicht nur im Betrieb, dem Kulturbetrieb, den man dort leitet, Sorge zu tragen, sondern auf der anderen Seite natürlich auch für seine eigene Zeit, sein Kind, seinen Beitrag zu leisten.

Ristow / LaB K Ja, und möglicherweise ist es ja auch eine Perspektive, die man nur aus der Festanstellung hat. Diese erscheint als ganz luxuriöse Situation, wenn wir das vergleichen mit Mira Parthasarathy, mit der Situation der freien Mitarbeiterin einer Kulturinstitution, die als Kunstvermittlerin an verschiedensten Häusern arbeitet. Diese bei vielen Häusern eher prekär ausgestattete Situation ist in Sascha Försters Vortrag ebenfalls schon vorgekommen. Mira Parthasarathy arbeitet in Köln und Düsseldorf an unterschiedlichsten Kulturinstitutionen und Museen. Sie ist in Leipzig geboren, hat also wie er eine Ost-Biografie einerseits und andererseits habe ich gehört, sie musste sich neulich trotz ihres wenig biodeutschen Aussehens einmal tatsächlich von einer blonden, blauäugigen Dame sagen lassen, sie habe nicht die notwendige Kompetenz im Rassismuskurs. Wie bitte haben wir denn das zu verstehen?



Parthasarathy / Freie Kunstvermittlung Zu viel auf einmal! (lacht) Erstmal interessiert mich das mit der Erhöhung der Bezüge in der Kunstvermittlung, was die Düsseldorfer anscheinend anstreben. Freie Kunstvermittlung und das „Muttermilch-in-Eiswürfel-Formen“, dazu könnte ich viel erzählen ... auf jeden Fall habe ich hier in Düsseldorf im Kunstpalast als erstes als Kunstvermittlerin gearbeitet und habe dann mit jedem Kind irgendwie mehr Jobs und mehr Häuser dazu genommen. Und als ich mich dann beim Museumsdienst in Köln beworben habe das muss ziemlich genau 2008 gewesen sein hatte ich gerade mein drittes Kind. Erst haben sie mich eingeladen, dann redeten wir die ganze Zeit und dann kam wirklich der Klassiker: „Aber Sie haben ja hier geschrieben, Sie haben drei Kinder. Kriegen Sie das denn hin?“ Sonst wäre ich ja nicht gekommen und hätte mich nicht initiativ beworben!

Und ich habe es irgendwie hingekriegt, allerdings habe ich mir auch einen Hausmann angeschafft, sonst wäre es nicht gegangen. Meine Kinder sind tatsächlich in Museen groß geworden, jetzt sind sie nicht mehr so ganz interessiert daran. Aber ich hatte gerade heute noch eine Praktikantin dabei und gedacht, die hat echt

keinen Zugang dazu, die weiß gar nicht, wie man sich hier verhält. Ich denke schon, dass meine Kinder besser wissen, wie sie bei Workshops helfen können, wobei ich sagen muss, natürlich habe ich immer wieder neu durchgesetzt, die zur Arbeit mitzunehmen. Von wegen Care!

Ich musste dann oft gegen die Security kämpfen und mit allem Möglichen, aber ich habe es einfach gemacht, ich kann das Kind ja dann auch nicht einfach wegstecken in dem Moment. Der Job ist aber viel anstrengender, wenn man sein eigenes Kind dabei hat. Das verhält sich anders und das muss man hinterher auch immer mit Eis belohnen und allem. Ich konnte mich da nicht so ganz auf den Rest der Gruppe einlassen und fand das immer ein bisschen zwiespältig, obwohl es eigentlich cool ist, die Kleinen mitzunehmen.

Und ja, das mit dem Rassismus, das ist so, wenn man das schon so lange macht wie ich, seit 2002, dann ist man irgendwann doch so etabliert, dass die Leute nicht mehr fragen, ob man zur Putzkolonne gehört. Aber es war wirklich so, dass ich jahrzehntelang die einzige war, die eine andere Hautfarbe hatte, in dem ganzen Genre eben. Nach meinem dritten Kind habe ich nach sechs Wochen wieder angefangen zu arbeiten, weil sie jemanden brauchten, dem man den Migrationshintergrund ansieht. Und es gab niemand anderen in ganz NRW! Tja, das war dann noch der Stand auf der Webseite vom damaligen NRW-Forum: „Biodeutscher Guide im Tandem mit Nicht-Biodeutschen“.

Ich war „nicht biodeutsch“, das nur mal so am Rande gedacht, da schüttelt man schon den Kopf. Da sind wir weiter jetzt – ich werde auch nicht mehr nach jeder Führung gefragt, warum ich so gut Deutsch spreche. Das ist aber auch erst relativ neu ... und jetzt gibt es eine ganze Generation von jungen Diversen, die alles können, alles wissen, alles gendern und das ist auch alles gut so, aber da sind wir Älteren anscheinend jetzt raus, obwohl uns noch immer keiner zuhört und das finde ich ein bisschen anmaßend. Es geht da in dem zitierten Fall ums ethnologische Museum, von dem ich mir schon einbilde, dass ich die dortige Ausstellungspraxis seit Jahrzehnten kritisch beäuge aus meiner eigenen Perspektive. Das wird aber ignoriert, nur weil man bestimmte Vokabeln nicht so selbstverständlich benutzt, und weil man sich nicht „anders“ definieren will!

Ristow / LaB K Fragen wir Dr. Hildegard Kaluza, sie ist Abteilungsleiterin für Kultur im Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen. Wo sind denn die Stellschrauben? Wo können wir dran arbeiten? Was können wir tun? Wie können wir die Dinge, die wir zum Beispiel aus London von Daniel Herrmann zur National Gallery gehört haben, auch bei uns verbessern?



Kaluza / MKW Erstmal möchte ich sagen, dass das hier eine meiner Lieblingsveranstaltungen ist, denn ich freue mich unglaublich, dass die Kultur, dass die Kunst jetzt dieses Thema mal aufgreift. Ich habe jahrelang in der Familienpolitik gearbeitet, habe mich mit Vereinbarkeit von Beruf und Familie beschäftigt, habe schon 2003 damit angefangen. Wir sind jetzt im Jahr 2023, zwanzig Jahre später, und den Vortrag, den ich eben gehört habe, habe ich 2004 identisch von Unternehmern gehört. Das heißt, wir sind zwanzig Jahre zurück im Kulturbereich, wo die Akteure doch immer denken, sie haben die Nase vorn bei gesellschaftspolitischen Themen. Ich finde dieses Ignorieren von Familie extrem im Kulturbereich, extrem. Dass im Grunde genommen, wenn man sich den Tarifvertrag Bühne anguckt oder viele andere Dinge im Kunstbetrieb, Benachteiligungen akkumuliert werden, die es verunmöglichen, dass man als Mensch, der eine Familie hat, dort arbeiten kann,

ohne dass das skandalisiert wird, das finde ich ganz extrem. Also, ich war wirklich geschockt über den Kulturbereich, als ich da reingekommen bin, wie wenig das Thema eine Rolle spielt und welchen Bildern man nachhängt. Sie haben es ja auch schon thematisiert: vor allem das Bild vom Genius, was überhaupt nichts mit irgendwelchen anderen Wechselfällen des Lebens zu tun hat, also von Kindern über die Versorgung alter und kranker Menschen, über alle möglichen anderen Dinge, die ja jeden Menschen beschäftigen.

Ristow / LaB K Also ist die Kunstszene deutlich konventioneller aufgestellt als jedes moderne Management?

Kaluza / MKW Ja! Dagegen bin ich in Unternehmen gewesen, die das von vorne bis hinten durchdacht haben. Ich sage mal, ein mittelständisches Unternehmen in Ostwestfalen, was Ingenieure braucht, die machen alles, damit die Familien da hinkommen. Da ist es völlig selbstverständlich, dass die Männer in Elternzeit gehen, die Frauen werden entsprechend integriert und so weiter. Da findet ganz, ganz viel statt. Wobei ich Johanna Reich auch Recht geben muss, denn ich sehe auch leider einen Trend zurück, der mit den Frauen selbst zu tun hat. Aus meiner Sicht ist es auch so, dass die Generation der Feministinnen dann von der nächsten Generation wieder kritisch gesehen wird, ja? Also das nehme ich auch wahr, dass das kein geradliniger Prozess ist. Und dass

viele junge Frauen sich auch wieder anders entscheiden, obwohl sie eine Top-Ausbildung haben, hängt auch mit der realen Versorgungssituation zusammen, damit, dass eben vieles nicht funktioniert, die Kindergärten nicht aufhaben, die Kinder krank sind, zu kurze Öffnungszeiten und so, das ist einfach auch alles sehr, sehr beschwerlich.

Trotzdem glaube ich, dass der Kunstbereich mal endlich was machen muss. Ich weiß nicht, ob es überhaupt in irgendeiner unserer Kulturinstitutionen Kinderbetreuung gibt, ich glaube, in einem Theater in NRW gibt es eine kleine Kindertagesstätte. Ich habe das so oft vorgeschlagen, ich werde dann immer mit toten Augen angeguckt, weil jeder sagt, das sei total aufwendig, was gar nicht stimmt. Man kann kleine Einrichtung machen, es gibt alles in NRW, es wird alles gefördert, es gibt einen Bedarf! Es kann jeder hier im Kulturbetrieb so eine ganz kleine Einrichtung mit Tagesmutter machen, individuelle Zeiten anbieten, ist alles möglich. Aber der Kulturbetrieb verweigert sich aus meiner Sicht und deshalb bin ich da sehr hinterher und heute gerne gekommen. Ich war ja auch vor einigen Wochen zu einem anderen Symposium des Frauenkulturbüro NRW in Oberhausen im Theater, da ist die Intendantin Katharina Mädler, die sich auch intensiv damit beschäftigt. Aber ansonsten ist es verdammt schwierig und ich kann mich nur bedanken bei denjenigen, die das Thema jetzt mal nach vorne bringen. Wie auch andere Themen des Machtmissbrauchs und der Organisationsprobleme im Kulturbetrieb, das sind alles Themen, an die man sich lange einfach nicht dran getraut hat oder die man ignoriert hat. Und die müssen wir doch angehen aus meiner Sicht.



Ristow / LaB K Ja, wunderbar, oder wie es auch neulich anlässlich einer Veranstaltung der Bundesakademie in Wolfenbüttel gesagt wurde: Der Elefant steht schon eine ganze Weile im Raum. Man muss ihn dann nur mal langsam sehen wollen.

Daniel Herrmann, wir brauchen Sie jetzt nicht weiter vorzustellen, Sie haben sich selber in Ihrem Vortrag fulminant vorgestellt: Was würden Sie deutschen Kunstinstitutionen raten? Was kann man hierzulande lernen von den eben gehörten Veränderungen? Das ist ja ein längerer Transformationsprozess.

Herrmann / National Gallery Also, ich bin immer noch der Meinung, dass man auch ganz viel vom Deutschen lernen kann, und das natürlich

hier sehr vieles auch immer sehr schön funktioniert – gerade wenn ich an Gehälter und ganz klar auch ans Einkommen denke, dann ist das in Deutschland immer noch höher als in vielen anderen Einrichtungen im ausländischen Kulturbetrieb. Was ich sehr spannend finde, ist, wie die Diskussionskultur in Deutschland, sobald sie sich mal an einem Thema verbissen hat, dann tatsächlich das Ganze auch sehr stark betrachtet. Und ich denke, das ist eine gute Sache, die weiter vorangetrieben werden muss, die ich zum Beispiel in Großbritannien so nicht mitbekomme, wo es sehr oft um eine „Box-Kultur“ geht, also dass bestimmte Sachen gemacht werden sollen und dass das aber gar nicht weiter betrachtet wird, auch keine historische Perspektive angewandt wird und man auch nicht unbedingt weitere Konsequenzen daraus zieht. Ich denke, da wird auch in Deutschland vieles gut gemacht. Wovon wir, glaube ich, trotzdem aber sprechen müssen ist, dass wenn wir über „Care“ sprechen, wenn wir da Sachen verändern wollen, dann heißt das auch, dass bestimmte andere Sachen nicht mehr stattfinden können.

Das heißt, es muss auch Macht abgegeben werden. Und wo diese Macht herkommt, wo sie weggenommen wird, wo Gelder umgeleitet werden oder neu beschafft werden müssen, das sind Diskussionen, die, glaube ich, auch an die Substanz gehen: Wo kommen die Gelder her, um Strukturen zu verändern und zu schaffen? Wer wird weniger Macht zur Verfügung haben als vorher? Was muss man besprechen und worüber streiten?



Daniel Herrmann, Hildegard Kaluza, Mira Parthasarathy, Marcel Schumacher, Johanna Reich, Susanne Ristow (v.l. n. r.)

Ristow / LaB K Marcel Schumacher, sind das schlichte Umverteilungskämpfe oder steckt da strukturell noch mehr hinter aus der Sicht eines Institutsleiters?



Schumacher / Kunsthaus NRW Ja, ich würde das aus der Sicht eines zeitgenössischen Kunsthistorikers betrachten, weil dann gerade hinsichtlich der Künstlerinnen auch viel daran hängt, ob man an einer sehr alten kanonischen Vorstellung vom Künstlertum hängt, eben der des Vollzeitkünstlers, der die ganze Zeit nichts anderes tut, als im Atelier zu sitzen und zu malen. Wenn man sich aber die zeitgenössische Kunst-

praxis anguckt, stimmt das ja schon allein nicht mehr, sondern da gibt es ja ganz unterschiedliche Praktiken, die beileibe auch nicht voraussetzen, dass man nonstop nichts anderes als Kunst macht. Schließlich sind es auch Menschen, die auch noch ein Leben nebenher haben, und das abgesehen davon, ob der Kunstmarkt an sich funktioniert, zumindest bis vor kurzem. Es gab ja jetzt die große Diskussion darüber, die bei der Art Cologne angestoßen worden ist, dort hört man dann doch immer noch sehr oft genau diese Sprüche, die am Anfang erwähnt worden sind. Ich habe sogar jetzt von manchen Galeristen über Künstler gehört, die Väter geworden sind und die sich Zeit lassen wollten für ihre Kinder, die dann auch gesagt bekamen: „So, das war’s dann ja jetzt wahrscheinlich mit der Karriere, da passiert jetzt nicht mehr viel.“ Immer noch beobachten wir also diese Vorstellung, dass Kunst nonstop produziert werden muss, nonstop eine neue Ausstellung sein muss, dass dieses Thema der Zeit sozusagen darauf hinausläuft, dass erwartet wird von Kunstproduzent:innen, dass sie ihr komplettes Leben nur Kunst produzieren! Dass da wirklich rangegangen werden muss und man darin eine alte historische Vorstellung erkennt, die so gar nicht mehr stimmt und die auch nicht in die heutige Zeit passt. Das finde ich toll an der Wendung, die diese Diskussion heute genommen hat, zu sagen, oder auch mit künstlerischen Arbeiten zu zeigen, das alles steckt in KUNST+CARE. In „Care“ steckt doch auch ein ganz wichtiges kreatives Moment drin, oder? Ein Thema, ein wichtiges, essentielles Lebensthema, was nicht ignoriert werden darf!

Ristow / LaB K Ja, das wäre sehr wichtig, dies aus der künstlerischen Perspektive noch einmal näher zu betrachten. Ich hätte jetzt sowieso direkt eigentlich auch an die Künstlerin auf dem Podium die Frage gerichtet, wie man möglicherweise anders mit Zeit umgehen kann? Denn die Frage, wie künstlerische Arbeit von bestimmten strukturellen Abläufen abhängig ist, die beschäftigt ja sicherlich eine Künstlerin sowieso jeden Tag. Aber was kann man da konkret verändern, damit das Leben tatsächlich diese Volte bekommt, von der wir hoffen, dass sie möglich ist, damit Care-Arbeit im Kontext der Kunst tatsächlich anders funktionieren kann?



Reich / Freie Kunst Ich weiß gar nicht, ob Zeit wirklich der wichtigste Faktor ist, sondern ich habe das Gefühl, das größte Problem ist, was wir gerade schon gehört haben: Einmal gibt es da diesen veralteten Kunstbegriff, auf der anderen Seite ist unsere herkömmliche Vorstellung von „Mutter“ oder „Vater“ auch super unsexy für die Kunst, den haben wir nicht in unserer Vorstellung von „Kunst“, wir wollen immer noch was Rebellisches, was außen vor bleibt und so weiter ... wie wir es vorhin in diesem wunderbaren Essay oder Vortrag von Annika Albrecht gehört haben, so dieses: Man ist plötzlich Mutter und „Willkommen im Club“, das hat so etwas Gleichmachendes, und genau das wollen die Leute nicht: Künstlerin und „Mutter“. Oh mein Gott, auch nicht „Vater“, das ist sowas von ... das möchte man echt nicht haben. Dieses Künstlerbild muss man aufbrechen, glaube ich. Ich glaube, dass das spannend sein kann, dass das eine andere Vorstellung sein kann: So what? Ich kann eine richtig coole Mutter sein, ich kann abgefahrene

Sachen machen und ich kann Zeit ganz flexibel aufteilen. Ich bin ja jetzt viel, viel fokussierter. Ich habe so eine Kraft bekommen dadurch, dass ich Mutter bin, wie ich meinen Alltag organisiere und so. Das ist ja eine Power, weil ich eben das andere habe, da müssen wir ran, so dass wir sagen: Das ist der größte Schatz meines Lebens, dass ich, dass ich dieses Ziel abrufen und Leben geben kann. That's the creativity. Das, das ist doch das Kreativste überhaupt!

Ristow / LaB K Ja, und es muß hier nicht nur um diese besondere Kraft der Mutterschaft gehen, sondern auch ganz generell um Formen von Körpernähe und um besseren Umgang miteinander, genau darin könnte ja gerade eine besondere Qualität bestehen. Jetzt wäre meine Frage an die Runde: Muss das dann immer alles auch als Care-Arbeit

berechnet werden oder abgerechnet werden, quasi in Einheiten? Es gibt ja inzwischen auch so eine App, mit der ich das dann alles nachhalten und eintragen kann, wie viel ich da so geleistet habe. Oder ist das einfach „conditio humana“, gehört zum Leben und ist einfach existenzielle Erfahrung? Da gibt es dann das Kind, das krank ist. Oder der Freund oder Angehörige, der hilflos ist, braucht Pflege. Sind das nicht Dinge, die einfach zum Leben dazugehören, muss ich da jetzt überhaupt noch viele Worte drüber verlieren? Soll ich da tatsächlich genau nachmessen, wer was wann leistet? Wer möchte darauf antworten?

Kaluza / MKW Also ich glaube nicht, dass das der richtige Weg ist, dass jetzt alles nachgehalten wird, wir leben ja eh in einer Gesellschaft, wo alles berechnet wird, von daher weiß ich nicht, ob das gut tut. Ich glaube, dass es sehr wichtig ist, die Rollenbilder zu hinterfragen. Das ist ja auch das Thema, was Sie angesprochen haben. Was haben wir für Rollenbilder? Wir haben ja auch große Unterschiede zwischen Osten und Westen. Das wird ja immer ignoriert und ist ja heute offensichtlich auch schon Thema im Vortrag gewesen, dass das eben ganz unterschiedliche Rollenbilder sind. Oder in Skandinavien und in Frankreich sind die anders als bei uns, das müssen wir einfach reflektieren.

Außerdem glaube ich, das Verhältnis zwischen Mann und Frau ist bei uns eben doch so, dass die meisten Männer diese berühmten acht Wochen nehmen und danach fährt man zusammen in den Urlaub. Das kann aber nicht der Sinn sein dieser Elternzeitregelung, es müsste vielmehr in die Richtung gehen, dass man es wirklich fair aufteilt, so wie Sie gesagt haben. Da hat auch der Staat eine Steuerungsfunktion aus meiner Sicht und dann muss natürlich auch die Versorgung klappen. Was nützt es mir, wenn ich ein modernes Rollenbild habe und einen tollen Mann, der das mit mir teilt und am Ende ist der Kindergarten zu! Ja, das sind ja sehr praktische Dinge, die einfach aus meiner Sicht funktionieren müssen und eben nicht gut genug funktionieren, wenn wir immer noch diese Halbtagschule haben und diese ganzen Dinge, die es eben erschweren, und dabei gehe ich jetzt mal auf die Pflegesituation für Alte und Kranke schon gar nicht ein.

Wobei ich das ähnlich sehe, dass es dann möglich sein muss, dass man sich in bestimmten Umfang freistellen lassen könnte. Auch da müsste man auch mal drüber reden, weshalb wir immer noch acht Stunden arbeiten, warum wir keine Veränderung in der Arbeitszeit haben, was ja eigentlich vor zwanzig Jahren eingeführt werden sollte. Es ist ja auch eigentlich erstaunlich, dass man noch nicht zu anderen Arbeitszeiten kommt und zu einer echten Berücksichtigung des Privaten, wir haben ja eher den umgekehrten Effekt: Die meisten empfinden ja mehr Stress in der Arbeit heute als weniger. Von daher denke ich, das sind viele, viele



Punkte, an denen Veränderungen möglich wären, aber jetzt zusätzlich noch den ganzen privaten Bereich auch noch auszurechnen und gegeneinander abzurechnen, davor würde ich warnen.

Ristow / LaB K Das könnte auch sehr schnell zur totalen Bürokratisierung führen.

Ich würde gerne Mira Parthasarathy noch fragen, was denn heute mit dem Begriff der

„caring masculinity“ ist, der war übrigens in den 80er und 90er Jahren eigentlich schon ziemlich verbreitet. Doch dann hat man mit dem Ende des Zivildienstes, das 2012 parallel zum endgültigen Ende des Wehrdienstes in Deutschland festgelegt wurde, feststellen können, dass es da eine erneute Veränderung bestimmter Rollenmodelle in unserer Gesellschaft gab. Ich habe schon den Eindruck, dass es in den Achtzigern und Neunzigern ganz langsam selbstverständlicher wurde, dass es auch sich kümmernde Männer gab. Aber wie gut kümmern sie sich eigentlich heute?

Parthasarathy / Freie Kunstvermittlung Das ist natürlich sehr persönlich, mein Mann ist ja auch nicht hier, aber auf jeden Fall kümmert er sich. (lacht) Ich wollte aber nochmal ganz kurz zurück, denn alles was bisher gesagt wurde, betrifft mich gar nicht. Tatsächlich wird das, was ich mache, nämlich selbstständig in verschiedenen Kulturinstitutionen zu arbeiten, das wird nirgendwo gesehen. Ich bin auch ziemlich erstaunt, hier zu sein, muss ich sagen! Wir werden nie gesehen, wir werden übersehen. Wir werden in Pandemien übersehen. Wir werden beim Mutterschutz übersehen. Wir sind nicht da. Wenn es eine Kita gäbe, wären wir nicht drin. Also es gibt uns nicht, aber wir sind auch Teil des Kulturbetriebes.

Ristow / LaB K Und sind auch nicht beim Betriebsausflug dabei...

Parthasarathy / Freie Kunstvermittlung Wir sind zwar das Aushängeschild des Museums und müssen den ganzen Mist (Entschuldigung!) anhören. Alles, was Kuratorinnen verbocken, müssen wir ausbaden. Aber wir sind dennoch nicht sichtbar und alles, was hier gesagt wird, ist schön und gut, aber betrifft mich irgendwie gar nicht am Ende. Letztendlich gehe ich mit einer Fußverletzung arbeiten und setze mich dann beim Reden hin, weil ich mich halt nicht krankschreiben lassen kann, denn dann

bekomme ich kein Geld. Ich habe keinen Mutterschutz, keine Elternzeit, kein gar nichts. Ich habe mit Eurem Vorgänger in der Pilotphase hier im LaBK, dem Emmanuel Mir, noch hochschwanger für Kinder Ferienkurse gemacht, mir sieht man das ja dann nicht so an und er fragt, wie weit ich eigentlich wäre in der Schwangerschaft? „Drei Tage drüber“, sagte ich und der hat total Schweißausbrüche bekommen und hat immer gedacht, das Kind kommt gleich. (lacht) Aber das interessiert auch keinen in dem Bereich, es ist einfach so und es wird auch so gewollt. Und manche Sachen kann dann scheinbar auch gar kein anderer machen und es wird nicht weiter hinterfragt. Da gibt es keine „Care“ und auch wirklich keine rechtliche oder finanzielle Absicherung.

Und nochmal zum Mann, der hat es doch bei uns einigermaßen gut hingekriegt, glaube ich. Aber wenn der alleine mit drei Kindern im Flugzeug sitzt, dann wird er von allen betüdelnd und dann gibt es auf einmal eine „Sky Nanny“ und er ist der große Held.

Ich bin mal mit drei Kindern nach Indien geflogen, dann haben die mir die Kinder und das Essen auf den Schoß gesetzt und es haben alle gedacht: „Ist sie blöd? Warum fliegt sie alleine mit so vielen Kindern?“ Eins von vielen Beispielen: Beim Babyschwimmen alleine ist er der Held. Statt Kinderwagen hatten wir nur ein Tragetuch und man hat ihm das Kind dann natürlich abgenommen, damit er sich umziehen kann. Bei mir haben alle doof geguckt, dass ich so blöd bin, nur mit Tragetuch zum Babyschwimmen zu kommen. Ich bin auch nie wieder hingegangen, das

musste er machen. Und er sagt dann immer, dass es doch gar nicht so schlimm sei, die sind doch alle nett. Das ist jetzt auch schon wieder fast zwanzig Jahre her, ein bisschen weniger, ich hoffe, das hat sich gebessert... aber Männer mit Tragetuch sind die Helden und egal, was sie machen, sobald sie ein Kind am Arm haben, sind sie sowieso toll. Wenn Frauen das Gleiche machen, sind sie immer zu blöd, es irgendwie besser zu regeln.



Ristow / LaBK Ja, oder wie eine Freundin von mir sagte, es sieht dann immer aus, als hätte die Frau ihr Leben nicht im Griff, wenn sie ihr Kind mitbringen muss. Bei Ihnen, Daniel Herrmann, wie sieht es da aus mit der „caring masculinity“?

Herrmann / National Gallery Natürlich ist es wesentlich einfacher für mich, wenn ich im Büro sage: „Jetzt muss ich nach Hause kommen, um den Burschen von der Schule abzuholen“, und die Besprechung geht zu Ende. Dann sagen alle: „Oh, der kümmert sich um seinen Sohn!“ Wenn meine Frau das macht, dann wird geguckt, ob sie Familie und Beruf doch nicht so gut hinbekommt, wie sie es gerne gehabt hätte. Das ist absolut unfair. Ich finde es schwierig, da wieder rauszukommen. Ich finde es wichtig, als Mann in einem Betrieb und in persönlichen und professionellen Situationen ganz klar zu sagen: „So, jetzt machen wir hier aber auch Schluss oder ich gehe jetzt, weil das Kind abgeholt werden muss.“ Trotzdem wichtig, dass das für beide Elternteile normalisiert wird, und dafür habe ich keine Lösung.

Parthasarathy / Freie Kunstvermittlung Ich wollte nur noch anmerken, dass das was ich mache, glaube ich, zu 90% Frauen machen und eine Diversity Managerin neulich in so einer klassischen Vorstellungsrunde, die hatte den Job neu angefangen und sagte dann nach der zweiten Frau, die ihre Biografie erzählte und was sie so macht (das hängt uns allen noch sehr nach, die da in der Runde saßen): „Und davon kann man leben?!“

Also, das ist mein Job. Alle denken, wir machen das zum Spaß und wir haben den Professor Sowieso zu Hause sitzen, der uns versorgt. Die meisten denken auch, man wäre irgendwie fest angestellt im Museum, ahnen also kaum, dass das eine ziemlich prekäre Lebenssituation ist. Vielleicht wäre es schonmal ein Ansatz, den Leuten zu erklären, dass die Mitarbeiterinnen im Museum nicht einfach da sind, sondern dass es deren Existenzgrundlage ist.

Ristow / LaBK Ich glaube, das ist ein ganz wichtiger Punkt, den wir tatsächlich in der Kunstszene auch viel zu wenig beleuchten. Mir wäre wichtig, mal genau hinzuschauen, wie sind die tatsächlichen wirtschaftlichen Verhältnisse, wie sind die Machtstrukturen und Abhängigkeitsverhältnisse? Wem begegnen wir in den Institutionen? Wer ist frei, also als selbstständiger Freiberufler unterwegs? Wer arbeitet an mehreren Häusern, immer aber auch mit dem Damoklesschwert der Scheinselbstständigkeit im Nacken? Alle diese Dinge sind ungeklärt. Da sind unglaublich viele Grauzonen offen. Und da wäre natürlich meine Frage tatsächlich auch wieder an die Politik: Wie machen wir es besser? Denn die Grauzonen tragen natürlich hauptsächlich dazu bei, dass wir diese Probleme haben, dass der Kunstbetrieb so merkwürdig rückwärtsgewandt ist in Sachen „Care“ im Vergleich zu modernen Firmen, wo vielleicht die finanziellen Polster auch ganz andere sind, nicht wahr?



Kaluza / MKW Ich glaube, ein Schlüssel ist schon, dass die Beschäftigten selbst auf sich aufmerksam machen. Insofern finde ich das gut, dass Sie das tun. Und wir haben ja gerade die Aktion dieser 40.000 hinter uns. Da ging es um den Entwurf der NVBühne, und man muss mal sagen, dass die einen wahnsinnigen Erfolg haben. Die haben innerhalb von drei, vier Jahren jetzt eine fünfzigprozentige Erhöhung des Ein-

stiegsgehalts vom NVBühne erreicht, von knapp 2.000 auf 3.000 €. Als ich angefangen habe im Kulturbereich und gehört habe, Schauspieler verdienen 2.000 € Einstiegsgehalt, wollte ich das nicht glauben, denn das sind Menschen, die ausgebildet sind an der Hochschule, und die haben jetzt durch ihre Aktion sehr viel erreicht. Ich glaube, man muss sich einfach für seine Interessen in der Demokratie einsetzen und dafür ist das die geeignete Form. Und wenn man das macht, kann man eine Menge tun! Und ich glaube auch, das ganze Thema Vereinbarkeit oder auch diese Arbeitsverträge, diese unklaren Beschäftigungsverhältnisse, die müssen thematisiert werden, die werden sich nicht von alleine regeln. Der Bereich muss auf sich aufmerksam machen hat er erfolgreich in der Pandemie, muss ich mal sagen. Der Kulturbereich hat erfolgreich in der Pandemie auf sich aufmerksam gemacht, es gibt keine anderen Wirtschaftsbereich, der so viel Unterstützung bekommen hat wie die Kultur.

Ristow / LaBK Was aber natürlich auch damit zu tun hatte, dass man sich erst einmal gemeinsam mit Bordellen in der gleichen Kategorie wiederfand und erst dann ein Bewusstsein dafür entstanden ist, was eigentlich die anderen Teile der Gesellschaft über diesen Bereich denken. Danach ist dann viel passiert, das müssen wir sagen.

Kaluza / MKW Na ja, finde ich jetzt ein bisschen ungerecht, weil Bordelle schließlich keine Unterstützung gekriegt haben, obwohl sie zumachen mussten. Die Kultur hat zweimal eine Milliarde bekommen!

Ristow / LaBK Aber die freien Kunstvermittler zum Beispiel, das muss man noch zum Fall von Mira Parthasarathy sagen, hatten das Problem, dass das Geld tatsächlich bei ihnen nur angekommen ist, wenn es sich bei Ihnen um Künstlerinnen und Künstler handelte. Diejenigen, die so

wie sie mit einem Studium der Ethnologie und Tamilistik im Museum arbeiten, waren davon dann völlig ausgenommen, das ist schon interessant.

Kaluza / MKW Das muss man sicher im Einzelfall ansehen, ich wollte einfach nur sagen, dass man die Sachen thematisieren muss, dass sie sich meiner langjährigen Erfahrung nach (und ich bin ja in vielen Bereichen tätig), nicht von selber regeln, sondern dass man selber etwas sagen muss und sich dann auch organisieren muss und die Themen auch nach vorne bringen muss. Und die ganzen Arbeitsverhältnisse sind aus meiner Sicht ein unterbelichtetes Thema im Kulturbereich. Also, wie arbeiten wir überhaupt, unter welchen Bedingungen arbeiten wir? Das ganze Thema „Familie / Care / Pflege“ ist einfach unterbelichtet. Ich kenne es noch aus dem Wissenschaftsbereich, da sind 90% der Arbeitsverträge befristet gewesen, noch bis vor wenigen Jahren. Und da ist sozusagen dann ein gewisser Drive reingekommen, weil die Geburtenrate der Akademikerinnen gegen Null gegangen ist, ja? Weil natürlich viele gesagt haben, das kann jetzt ja auch nicht richtig sein, dass Frauen, die in der Wissenschaft sind, auf Kinder verzichten, weil die das sonst überhaupt gar nicht hinkriegen. Da ist schon ein bisschen was passiert, aber ich glaube, dass man sich selber für diese Dinge einsetzen muss und wir würden das auf jeden Fall, auch ich persönlich, unterstützen, weil ich das für ein ganz, ganz wichtiges Thema halte!



Schumacher / Kunsthaus NRW Zu dem wichtigen Thema Kunstvermittlung oder Vermittlung an den Museen, haben wir uns ja schon mal drüber unterhalten und ich denke, dass wir uns hier im Rahmen des Landesbüros in der nächsten Zeit vornehmen werden, das wirklich anzugehen und darüber zu diskutieren. Ich will da auch noch was Positives aus meiner Erfahrung als Vater einbringen, denn wir fangen jetzt am Kunsthaus NRW erst an, einen Bereich Kunstvermittlung in Kornelimünster aufzubauen. Und ich habe dann festgestellt, ja, weil ich mich natürlich für meinen Sohn angefangen habe, mit Pädagogik zu beschäftigen und damit, was denn überhaupt durch die Neurowissenschaften Neues bekannt geworden ist über das “Wie?” Was entsteht in dem Gehirn eines Kindes? Wie entwickelt sich das? Wie entwickelt sich ein Kind? Es gibt da ganz fantastische, neue, tolle Erkenntnisse und ich hatte Schwierigkeiten, diese

Erkenntnisse in den allgemeinen Diskussionen oder in Fachliteratur über Museumspädagogik zu finden, und dachte, da kann auch noch ganz viel passieren! Es gab da von institutioneller Seite bisher auch keine Initiative, also Ausnahme ist vielleicht Berlin, wo man das jetzt ein bisschen akademischer angeht. Wir brauchen einen neuen Blick darauf, wie so eine neue Vermittlung von Kunst an Museen gehen könnte, gerade aus dem Blick der heutigen Veranstaltung heraus, aus der Erfahrung von „Care“.

Ristow / LaB K Vielleicht auch gerade hier in Nordrhein-Westfalen, denn wir haben ganz großen Pioniere auf diesem Gebiet in unseren Museen gehabt, vor allem eine Pionierin: Cornelia Brüninghaus-Knubel, Gründerin des Kindermuseums im Lehmbruckmuseum Duisburg, an die ich immer wieder gerne erinnere!

Aber ich möchte nicht zu sehr abschweifen, wir kommen langsam zum Diskussionsschluss, damit wir dann auch in das Plenum öffnen können und hören können, was hier noch an Fragen im Publikum ist. Ich würde gerne von Ihnen allen noch ganz kurzes Statement hören: Was wünschen Sie sich? Was wäre die Vision für ein besseres Miteinander? Wie bekommen wir mehr Diversität hin?

Reiche / Freie Kunst Ich hasse so Statements, aber ich wünsche mir von Künstlerinnenseite: Seid mutig und verhandelt selbst! Geht los! Und von der anderen Seite tatsächlich auch: Hört zu und gebt Macht ab!

Schumacher / Kunsthaus NRW Ja, das wünsche ich mir auch, Mut! Mut, dann auch dazu zu stehen, auch bei Skepsis und Gegenwind weiter dazu zu stehen und zu sagen: Ich bin Teil einer Elternschaft und ich unterstütze das. Das ist, glaube ich, der richtige Weg. Wir haben ja noch gar nicht weiter gesprochen über die andere „Care-Arbeit“, die uns, denke ich, durch die alternde Gesellschaft alle jetzt auch noch demnächst betreffen wird, wenn wir uns um unsere Eltern kümmern wollen. Was ich mir wünsche, ist da auch mehr Verständnis dafür, dass es auch wichtig ist, dass man diese Erfahrung erlebt und dass man das nicht nur abgibt, weil es durchorganisiert ist.

Parthasarathy / Freie Kunstvermittlung Also, ich wünsche mir einfach, wahrgenommen zu werden, so blöd es klingt. Ganz profan wünsche ich mir in allen Häusern, wo ich arbeite, so eine kleine Abstellkammer mit zwei Stühlen, so dass man einen Platz hat, wo man dann zwischendurch arbeiten kann und vielleicht ein Schließfach. Denn wir Freien, wir sind wirklich Nomaden, wir haben kein Zuhause nirgendwo.

Kaluza / MKW Auch ich wünsche mir Mut, das Thema wirklich aufs Tablett zu bringen. Ich glaube, dass es einfach wichtig ist, das zu sagen, es auch für jede/n persönlich anzusprechen, so wie Herr Schumacher gesagt hat, persönlich, aber auch im institutionellen und politischen Kontext. Nicht immer nur zu beantragen, dass man noch eine Premiere oder noch eine Ausstellung machen will, sondern dass man vielleicht auch eine kleine Unterstützung haben will für Care-Arbeit, dass man das Thema überhaupt mal nach vorne bringt und sich dafür einsetzt, das wünsche ich mir.

Herrmann / National Gallery Ja, und in den Institutionen wünsche ich mir eigentlich mehr Pluralität in der Teilhabe, wo dann eben auch eine Neubewertung von „Care“, wie ich glaube, ein Mittel sein kann, um Veränderungen zu schaffen. Und die besten Agenten und Aktanten dafür sind immer noch Künstlerinnen. Von daher wünsche ich mir letztlich mehr Künstlerinnen!

Ein Kooperationsprojekt zwischen

LaB K

kunsthaus nrw
kornelimünster



hhu Heinrich Heine
Universität
Düsseldorf

Gefördert durch



Ministerium für
Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen

